

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 35 (1945)

Heft: 19

Artikel: Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor: Caren

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte von Caren

18. Fortsetzung

„Warum wendet sich dann Ihr Vater nicht selbst an mich?“ fragte er leicht belustigt, und sie merkte ihm an, dass er ihr nicht glaubte. Aber sie liess sich durch seine skeptische Miene nicht einschüchtern.

„Um der Sache keinen offiziellen Charakter zu geben“, entgegnete sie schlagfertig. „Denn es handelt sich vorläufig nur um einen Verdacht, der vielleicht durch Ihre Auskunft sowieso hinfällig würde. Selbstverständlich würde Papa von dieser Auskunft niemals irgendwelchen Gebrauch machen. Er könnte Sie höchstens um eine Zeugenaussage bitten, falls die Sache vor Gericht kommt. Aber soweit ist es ja noch nicht.“

„Soso...?“ machte der Professor, noch immer lächelnd, und kniff listig ein Auge zu. Ein unheimlich gescheites Mädel, diese Kleine, viel zu gescheit für ihre Hübschheit. Gegen die kam man nicht auf. Natürlich Schwindel, das Ganze. Nichts als Bluff. Aber...

„Na, meinetwegen, ich will mal nicht so sein“, sagte er einlenkend, „weil Sie es sind. Einem so hübschen Mädchen nein sagen, das bringt' ich nicht übers Herz.“

Er stand auf und ging, nicht ohne ihr im Vorbeistreifen die Schulter zu tätscheln, zu seinem Kartothekenschrank, aus dem er mit einem Griff in das Schubfach V das Krankenblatt Veltins hervorzog.

„Also, was wollen Sie wissen, kleine Kollegin?“ fragte er über die Schulter, während er eine Stehlampe anknipste und das Blatt unter das Licht hielt. „Ob Veltin — an welchem Tag, sagten Sie?“

„Am 19. Juni. Zwischen zehn und elf Uhr abends.“

„So genau? Sie sind ja der reine Sherlock Holmes“, lachte der Professor. Er vertiefte sich einen Augenblick in seine Aufzeichnungen. Dann hob er den Kopf und sagte mit spöttisch-vertraulichem Schmunzeln: „Ich kann Sie beruhigen, mein Kind. Unser Preisboxer war am 19. Juni vollkommen knockout. Mit 40,2 Temperatur und Eisbeutel auf dem Kopf hat man keine Lust zu nächtlichen Spaziergängen.“ Er legte das Blatt wieder in sein Fach und kam händereibend näher. „Übrigens war er noch obendrein von einem Drachen bewacht, der ihm das Ausflitzen unmöglich gemacht haben würde. Er hatte die Schwester Fanny zur Pflege. Und die ist ebenso zuverlässig wie sie ungefährlich ist. Na — ist Ihnen nun ein Stein vom Herzchen gerutscht...?“

Er nahm Livia, die aufgestanden war, zärtlich bei den Schultern und näherte ihr sein Gesicht.

„Und was bekommt jetzt der Onkel Doktor dafür, dass er so nett war?“ fragte er einschmeichelnd. „Einen kleinen Kuss — ja?“

Der neue

RAPIDE-SOMMER-FAHRPLAN

ist erschienen

Verlangen Sie den bewährten Reisebegleiter bei Ihrem Verkäufer, am Kiosk, an Bahn- und Postschaltern

Er wollte sie an sich ziehen. Aber Livia war auf diese Schlussapotheose schon gefasst. Ohne Zorn, mit einem einzigen Druck ihrer sportgeübten Armmuskeln befreite sie sich. Die kleine Spottfalte um ihren Mundwinkel trat noch stärker hervor als sonst, als sie trocken erwiderte:

„Nein, Herr Professor, — den Kuss müssen Sie sich von Veltin geben lassen. Denn dem haben Sie einen grösseren Dienst erwiesen als mir.“

Sie verabschiedete sich. Hoffer machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Er hatte das dunkle Gefühl, irgendwie der Hereingefallene gewesen zu sein. Er war sich nur nicht ganz klar wieso...

„Donna e mobile, qual pium al vento...“, sang er, alleingelassen, mit schöner Baritonstimme, und trank nachdenklich das Glas Portwein aus, das Livia nicht einmal berührt hatte.

14.

Zum erstenmal in ihrem Leben war Livia wirklich entmutigt. Alles ging ihr schief. Alle ihre Hilfsaktionen waren gescheitert. Sie kam sich vor wie ein schlechter Verteidiger, der mehrere Prozesse auf einmal verloren hatte. Das mit Veltin zum Beispiel — war das nicht so etwas wie ein verlorener Prozess? Sie war ihrer Sache so sicher gewesen. Sie hatte diesen Veltin bereits auf der Anklagebank gesehen. Monatlang war sie dieser Spur gefolgt, hatte sie alle Kraft und List, allen logischen Scharfsinn ihres Denkens daran verschwendet, den vermeintlichen Verbrecher zur Strecke zu bringen. Und dann am Ende so jämmerlich ad absurdum geführt zu werden, mit all ihren spitzfindigen Kombinationen...!

Denn nach allem, was sie in der letzten Zeit in Erfahrung gebracht hatte, konnte kein Zweifel mehr bestehen, dass Veltin mit dem Verbrechen an Heinz Hallgarth nicht das Geringste zu tun hatte, ebensowenig mit dem verdächtigen Selbstmord des Schauspielers Hussek. Auch das hatte sich als Trugschluss erwiesen. Eriks Nachforschungen in Berlin hatten ergeben, dass die Angaben der schönen Mira der Wahrheit entsprachen. Tatsächlich hatten die Veltins am 2. November im Adlon gewohnt, schon eine ganze Woche, und auch das mit der Autopanne stimmte und dass der Wagen in Reparatur gewesen war.

Es blieb also nichts übrig, als Mira Veltin ihren hübschen Uhrclocks wiederzugeben und unter die ganze Sache einen Schlussstrich zu ziehen. Aus — erledigt!

Mit einem resignierten Stosseufzer riss Livia sich aus ihren selbstquälerischen Betrachtungen. Nein, die Kopfhängerei hatte keinen Sinn, davon wurde es nicht besser. Lieber irgendetwas unternehmen, was einen auf andere Gedanken brachte. Einen Spaziergang vielleicht. Sie war diesen Nachmittag frei. Zum Radfahren lag leider zuviel Schnee. Aber ein tüchtiger Marsch in der frischen Winterluft erfüllte denselben Zweck.

Sie nahm ihren Mantel aus dem Schrank und machte sich fertig. Und das mit dem Clips konnte man auch gleich erledigen, dachte sie, dann war man es los.

„Ist der Papa noch zu Hause?“ erkundigte sie sich bei Minna, die ihr mit einem Stoss Bügelwäsche im Arm in der Diele begegnete. Die alte Köchin winkte mürrisch ab.

„Ja, aber er ist schlechter Laune, glaub' ich. Ich hab' grad' einen Anschnauzer von ihm bekommen, weil mir die Tür bisschen laut zugefallen ist. Wo er doch sowieso keinen Mittagsschlaf hält...!“ brummte sie und verzog sich in die Küche.

Schlechter Laune...? Livia zögerte einen Augenblick, bevor sie anklopfte. Ja, er wär schon bei Tisch ziemlich einsilbig gewesen, fiel ihr nachträglich ein. Wahrscheinlich hatte er im Amt Ärger gehabt.

„Lass dich nicht stören, Vater,“ ich gehe gleich wieder“, sagte sie, als er bei ihrem Eintritt das Buch wegschob, in dem er gelesen hatte, und seinen Kneifer abnahm. „Ich wollte mir nur das kleine Päckchen von dir holen, das ich dir vor einiger Zeit zur Aufbewahrung gegeben hatte. Erinnerst du dich?“

Der Amtsgerichtsrat nickte stumm. Er zog ein Schubfach seines Schreibtisch auf und händigte der Tochter das kleine versiegelte Paket aus. Livia steckte es in ihre Manteltasche.

„Danke Papa. Und dann will ich dir auch gleich sagen, dass ich am Sonntag wahrscheinlich nicht da bin. Damit du dir auf jeden Fall einen vierten zum Bridge einlädst. Ich fahre vielleicht über das Wochenende nach Berlin —“ sie stockte und wurde flüchtig rot — „zu Irmel...“, fügte sie etwas verspätet hinzu.

Landing's geübtem Ohr konnte die kleine Pause nicht entgehen.

„Soso“, sagte er trocken, ohne die Tochter anzusehen. „Du fährst in letzter Zeit ziemlich häufig nach Berlin, finde ich.“

Er spielte nervös mit seinem Bleistift. Dann fragte er unvermittelt: „Hängt das vielleicht mit deiner Korrespondenz mit dem jungen Hallgarth zusammen?“

Er wusste schon längere Zeit von diesem Briefwechsel, seitdem er ein oder zweimal Eriks Briefe unter den Post-sachen gefunden und mit seinem kriminalistisch geschulten Formalgedächtnis die Handschrift wieder erkannt hatte. Erst heute morgen war ihm zu seinem Missvergnügen wieder *so ein dicker Brief* durch die Hände gegangen...

Er war auf irgendeine ausweichende Antwort gefasst, und Liviias kühl-bestätigendes „Ja, Vater“ brachte ihn ein wenig aus dem Konzept. Es war ihm fast peinlich, sie anzusehen, und noch peinlicher, ihr seine Meinung zu sagen. Sie war ohne Mutter aufgewachsen, sozusagen von selber. Noch ehe sie auf den Tisch schauen konnte, war sie schon ein fertiger kleiner Mensch gewesen. Schon damals hatte man sich hüten müssen, ihr Moralpredigten zu halten. Und jetzt war sie vierundzwanzig! Aber es musste gesagt werden, in ihrem eigensten Interesse.

„Hör' mal, mein Kind“, — der Amtsgerichtsrat räusperte sich umständlich und suchte nach einem möglichst kameradschaftlichen Ton — „es ist ja sehr nett von dir und — und menschlich anerkennenswert, dass du deinen ehemaligen Studienkollegen nicht fallen lassen willst. Aber du schadest dir damit. Es hat gar keinen Sinn, sich mit einem Menschen zu beschäftigen, der gesellschaftlich sowieso erledigt ist.“

Er streifte das Gesicht der Tochter mit einem scheuen Seitenblick. Sie gab keine Antwort, aber das geringschätzige Zucken ihrer Mundwinkel verriert deutlich, was sie sich dachte. Landing ärgerte sich. Sein Ton bekam eine leichte Schärfe, als er abschliessend fortfuhr: „Wir sind beide keine Privatleute, die sich allenfalls noch solche humanitären Extravaganzen gestatten können.“

„Ich bin es einstweilen noch“, entgegnete sie gereizt, „und meiner Karriere bei den Wilden wird es hoffentlich keinen Abbruch tun.“

„Mag sein.“ Landing presste die Lippen zusammen und spielte mit seinem Bleistift. „Du hast also diesen Plan noch nicht aufgegeben?“ fragte er nach kurzem Schweigen.

Livia warf den Kopf zurück.

„Im Gegenteil, Papa. Mein Entschluss steht fester denn je. Ich kann in diesem Kaff nicht leben, wo ich mir bei jeder

meiner Handlungen überlegen muss, ob sie auch vor den Augen dieser Spiessbürger Gnade finden wird.“

„Hm...“, nickte Landing und legte zögernd den Bleistift hin. Seine Stirn bewölkte sich sorgenvoll. „Hat etwa auch der Fall Hallgarth dich zu dieser Erkenntnis geführt?“

„Er hat mindestens dazu beigetragen, mir die Atmosphäre dieser Stadt noch unerträglicher zu machen“, antwortete sie ausweichend und wandte sich mit einem Achselzucken zum Gehen. Aber plötzlich hielt sie inne. Wozu eigentlich dieses dumme Versteckspiel? Eine zornige Entschlossenheit kam über sie. Ihre dunkelblitzenden Augen sahen den Vater gross an, mit diesem freien und unerschrockenen Blick, vor dem er immer ein wenig in Verlegenheit geriet, er wusste selbst nicht warum.

„Hör mal, Vater —“ ihre Stimme klang plötzlich ganz hell, wie ein Fanfarenstoss — „ich habe es dir bis jetzt verschwiegen — nicht meinetwegen, sondern weil ich weiss, dass ich dir damit Kummer mache. Aber da du selbst davon anfängst, muss ich es dir sagen: — Erik Hallgarth ist mehr für mich als ein ‚ehemaliger Studienkollege‘. Ich liebe ihn. Wir wollen uns bald heiraten, und“ — sie lächelte etwas ironisch — „du wirst nicht gerade Wert darauf legen, dass wir das in Greifenberg tun, denke ich. Wie?“

Der Amtsgerichtsrat machte eine automatische Geste der Verneigung. Ihm war, als sei ihm etwas auf den Kopf gefallen. Das — nein, das hätte er denn doch nicht für mög-

Zum 70. Geburtstag vom liebe Müeti

*Mir wei hüt Geburtstag fyre,
Uesem Müeti gratuliere,
«Sibezg Jahr» vom Läbesziel,
I der Zyt, erläbt me viel!*

*Juget fröhlech, ohni Sorge,
Voller Freude jede Morge,
Die sälb Zyt isch gly verby,
Aber zriegcho tuet sie nie!*

*Roseli het Aettin gnoh,
Und mir Butzli sy denn cho,
Hei viel Chummer gmacht, viel Leid,
Hoffentlich ou mängi Freud!*

*Hüt sy mir ja alli gross,
Hocke ihm nümm uf em Schoss,
Aes soll sich jetz chönne borge,
Wills a üs isch, für ihns z'sorge!*

*Wei, wie äs für üs het gwacht,
Zu üs gluegt het Tag und Nacht,
Ihm vergälte Lieb' und Güeti,
Uesem liebe, guete Müeti!*

Federico.

lich gehalten! Livia — mit ihrem Männerverstand und ihrer kritischen Überlegenheit — sie, die sich über alle ihre Verehrer lustig machte — und verliebte sich Hals über Kopf. Verliebte sich in einen so zweifelhaften Burschen wie diesen Hallgarth...!

„Aber du bist ja...“, er verschluckte das Satzende. „Trotz allem, was gegen ihn vorliegt?“

„Trotz allem, Vater. Ich bin, gottlob, kein Untersuchungsrichter. Ich kann es mir leisten, einfach an einen Menschen zu glauben. Auch wenn noch so viel gegen ihn spricht.“

Sie blieb noch einen Augenblick wartend stehen und verliess dann mit flüchtigem Gruss das Zimmer. Gott sei Dank, dass es endlich gesagt war! Es war ihr die ganze Zeit her wie ein Unrecht an Erik vorgekommen, dass sie sich

ihrem Vater gegenüber noch nicht zu dieser Liebe bekannt hatte, — gerade ihn gegenüber, der ihn im stillen noch immer für einen Verbrecher hielt! Jetzt war ihr leichter. Als sie an der Küche vorbeikam, steckte Minna den Kopf durch den Türspalt und winkte sie herein.

„Grad' eben war die Lehnert da, bloss auf einen Sprung“, berichtete sie im Flüsterton, „Es geht, scheint's sehr schlecht drüber. Die Frau kann gar nicht mehr aufsein, so schwach ist sie jetzt. Die Lehnert meint, sie macht's nicht mehr lang.“

„Natürlich nicht!“ Livia trat heftig mit dem Fuss auf. Niemand wusste es besser als sie selber. Wenn kein Wunder geschah, hatte Malintza höchstens noch ein paar Wochen zu leben. „Und meine Medizinen wandern natürlich immer noch munter in den Mülleimer, wie?“

(Fortsetzung folgt)

Fliegeralarm

von Emil Hering

„... Und jetzt ist er schon 32 Jahre alt!“ murmelte Frau Marianne vor sich hin und sah wehmütig zum Fenster hinaus. Draussen war es bereits Nacht geworden. Am Himmel liefen nur noch ein paar helle Streifen. Im Osten blinzelten schon einige Sterne neugierig herab auf die Erde.

Frau Marianne liess die Strickerei in den Schoss gleiten. Ihre Gedanken waren doch nicht bei der Arbeit. Uebrigens hatte sie heute genug geschafft.

Ihre Gedanken kreisten um ihren «grossen Bub» Karl Viktor. Der war ein schmucker Bursch geworden. Ganz das Ebenbild seines Vaters selig, der vor fünfzehn Jahren zu früh für sie das Zeitliche gesegnet hatte. Und schaffig war er auch Karl Viktor. Er besorgte das Geschäft mustergültig. Und er nahm es exakt. Faul war er nicht. Gar nicht. Er arbeitete für zwei. Und keine Arbeit war ihm zu gering. Und was er anpackte, geriet ihm auch. Er hatte besonderes Glück. Das Geschäft gedieh wie nie vorher. Gewiss, sein Vater besass viel Energie und Tatkraft. Aber Karl Viktor übertraf ihn noch und seine Arbeit gedieh noch besser als die seines Vaters. Sie brachte doppelte und dreifache Ernte ein.

Nur in einem Punkte war Karl Viktor ungelehrig und kam nicht vorwärts!

Frau Marianne seufzte leise.

In einem einzigen Punkte war Karl Viktor bockbeinig. Er wollte nichts wissen vom Heiraten! In diesem Punkte war er unbelehrig! Total ungelehrig. Heiraten?... Nein davon wollte er nichts wissen. Dagegen wehrte er sich mit Händen und Füßen. Frauen schienen seinen Lebensweg noch nie gekreuzt zu haben. «Ich bin ja noch jung!» war seine ständige Ausrede, wenn die Mutter in ihn drang, doch endlich eine Frau ins Haus zu bringen, denn ewig werde sie, die Mutter, auch nicht leben und ihn verhäschen können. Es wäre doch bald an der Zeit, meinte Frau Marianne, dass sie bald durch eine jüngere Kraft im Haushalt und Geschäft ersetzt werde; sie sei nicht mehr die jüngste und spüre das mahmende Alter.

Für solch mütterliches Drängen hatte der grosse stattliche Sohn nur ein verzeihendes Lächeln und Achselzucken übrig. «Ach Mutter, du bist noch jung und rüstig und schaffst besser als eine Junge!»

Nein, Karl Viktor, war unbelehrbar.

«Ich liebe meine persönliche Freiheit zu sehr, als dass ich mich so rasch ins Joch spannen lasse!» hatte er heute abend gesagt und war lachend zum Kegelabend in den «Storchen» geeilt. Am Mittwoch war jeweils sein Kegelabend. Dabei durfte er nicht fehlen. Gewiss, die Mutter gönnte ihm dieses harmlose Vergnügen. Es war eines der wenigen, denen ihr Sohn huldigte.

Frau Marianne packte ihre Arbeit ins Nähkörbchen und erhob sich. Sie war müde geworden heute. Ein strenger Tag lag hinter ihr. Sie sehnte sich nach Ruhe. Es war auch schon halb zehn Uhr vorbei. Bis ihre ordnende Hand noch da und dort etwas zurechtgeschoben, war's zehn Uhr. In einer Stunde würde Karl Viktor heimkommen und sähe er die Mutter noch bei der Arbeit, würde er sehr böse werden.

Mit offenen Augen träumend lag Frau Marianne bald darauf in ihrem Bett. Wenn doch nur Karl Viktor ein Einsehen hätte! Es gab doch so viele ordentliche, schaffige, liebweise Mädchen in ihrer Bekanntschaft, die ihrem Hause wohl angestanden wären. Dass Karl Viktor sie geflissentlich übersah!

Das konnte man ihm nicht verzeihen!... Da war zum Beispiel des Eisenhändlers Burger einzige Tochter. Die Hedwig. Ein Prachtsmädel. Vier Jahre jünger als Karl Viktor. Die passte wunderbar zu ihrem Sohn. Mit Freuden hätte Frau Marianne sie als Tochter ans Herz gedrückt. Aber eben... Karl Viktor war ja so bockbeinig, so verstockt, so borniert! so dickschädelig!

Frau Marianne seufzte wiederum!

Ja, die Hedwig Burger, die würde ihrem Karl Viktor den Haushalt und das Geschäft gewissenhaft und wohl auch mit grosser Freude besorgen. Sie war schaffig, sparsam, freundlich gegen jedermann, vornehm in der Gesinnung. Ein liebes Mädchen war sie. Ein...

Frau Marianne schrak heftig zusammen.

Die tote Stille der Nacht wurde plötzlich jäh zerrissen. Mit gellendem, heulendem Ton begann die Alarmsirene zu rotieren und heulte schaurig durch die Nacht.

Fliegeralarm!

Frau Marianne eilte behende ans Fenster, um die Läden zu schliessen. In den Nachbarhäusern erhellten sich die Fenster. Lichtstrahlen fluteten durchs nächtliche Dunkel. Sie erhellten einen Teil des Gartens, auf den Frau Marianne's Zimmerfenster blickte. Und da... sie schaute näher hin... Dort hinten im Garten, vor dem Gartenhaus... bewegte sich dort nicht etwas?... Ja, dort standen zwei Gestalten, die sich umfingen hielten und sich küssten...

Frau Marianne sah es genau. Ganz genau! Sie las die Zeitung noch ohne Brille. Ihre Augen waren so gesund und scharf wie in früheren Tagen.

Sie beugte sich weiter vor und dann... dann zog sie leise und sachte die Fensterläden zu!...

Wär's Licht gewesen in ihrem Zimmer, hätte man ein seliges Lächeln auf ihrem Gesicht wahrnehmen können. «Endlich!» murmelten ihre Lippen, als sie wieder in den Kissen lag. Und dieses Wort sprach sie diese Nacht mindestens noch ein dutzend Mal. «Endlich!... Endlich!...»

Frau Marianne drängte ihrem Buben das Heiraten nicht mehr auf. Als Karl Viktor in den nächsten Tagen der Mutter verriet, dass sie nun im Kegelclub beschlossen hätten, einen zweiten Kegelabend in der Woche einzuschalten, da hatte die Mutter nicht das Geringste gegen diesen Beschluss einzuwenden. Im Gegenteil! Sie lächelte bloss so spitzbübisch! So schelmisch!

«Und was macht ihr denn im Klub, wenn's zum Beispiel Fliegeralarm gibt?» fragte sie so nebenbei.

«Fliegeralarm?»

Der Sohn sah die Mutter an.

«Stört euch der Fliegeralarm nicht? Ich meine...»

Da lächelte Karl Viktor.

«Mutter, du bist ein grosser Schlaumeier!»

Und er umarmte sie stürmisch.

«Und wann soll die Hochzeit sein, mein Bub?»

«Hoffentlich noch... vor dem nächsten Alarm!»

Jorellenstube

Herrengasse 25 (Casino)